

Wir laufen locker, das Wetter stimmt, der Weg ist trocken, wir werden kaum gestört durch brummende Fahrzeuge, nur noch wenige Kilometer zu unserem geplanten Ziel. Der Puls wird beschleunigt, nicht durch den Marsch, die Neugier über den Verlauf der Quartiersuche regt den Kreislauf an. Ein Hotel wird es hier in dieser Gegend nicht geben; wollen wir auch nicht.

Eine junge Frau läuft auf einem Feldweg, kommt auf uns zu. Sie trägt im Arm ein Bündel langes, frisches, grünes Gras, Brust und Bauch sind dadurch verdeckt, ihre rotblonden Haare glänzen im Sonnenlicht, ihr pausbäckiges Gesicht strahlt. Wir bleiben stehen, und als sie vor uns ist, fragen wir sie nach dem Magazin, dem Treffpunkt der Dorfbewohner, und fügen mit Gestik die Frage hinzu nach einem Bett für die Nacht. Als würden wir uns schon Jahre kennen, die junge, leicht pummelige, freundliche Frau quasselt munter drauf los. Sie lacht, sie hebt das Grasbündel in die eine und andere Richtung. Sie spricht russisch, wir verstehen wenig. Die metallenen Zähne glänzen, wenn sie laut lachend den Mund öffnet.

„Ja, ja“, sagt die Moldawierin, *„geht zum Magazin, zum Laden, dort werdet ihr Auskunft erhalten.“* So oder so ähnlich übersetzen wir ihre mit wohlwollendem Lächeln gesprochenen Wörter. Wir gehen; die Frau wahrscheinlich zu ihrem Hof, und wir in die von ihr angedeutete Richtung. Es ist ein langer Weg, wir müssen mehrmals fragen. Dann endlich finden wir das Magazin, ein Ausgabeloch für Waren und Getränke in einer erbärmlichen Hütte, davor zusammengeschusterte Tische und Bänke aus hölzernen Abfällen unter einem Dach aus Plastikfolie. Es sind Gäste da, Männer und Frauen, der Wodka schwappt in Wassergläsern. Erst etwas bestellen, etwas kaufen, dem Händler entgegen kommen, dann die Frage stellen, das ist unser Rezept, Menschen zu bewegen, uns zu

helfen. Wir trinken Cola und Wasser, die Gäste rufen „*Na sdarowje!*“ Wir prosten zurück und werden mutig zu fragen, wo wir denn hier im Dorf schlafen könnten. Und dann die dicke Überraschung: Die junge Frau, die pummelige, stramme Bäuerin von vorhin, sitzt am Ende der hinteren Bank, ruft, zeigt mit dem Finger zwischen ihre Brüste. Die Frau muss schnell gelaufen sein, um schon vor uns hier zu sein.

„*Was? Bei Dir können wir übernachten?*“ Ich rede Deutsch, mache aber zur Absicherung die Geste: Hand an die Wange.

„*Da, da!*“ Die nun schon zu unserer Freundin gewordene Frau nickt.

Flugs eilt sie uns voraus, wir stolpern hinterher. Sie sieht so märchenhaft aus, hier weit hinten in Moldawien, dass wir ihr überallhin gefolgt wären, auch auf den Grund des Ozeans. Wir hasten über einen breiten, in einer Senke liegenden Anger, uneben, mit Esel-, Kuh-, und Gänsekot belegt. Wir haben Mühe ihr zu folgen. Mit traumwandlerischer Sicherheit führt sie ihre schlabberigen Badelatschen über das Gelände, schiebt einen im Weg stehenden Esel zur Seite, erzählt, und wir schnaufen. Noch ein paar Meter aufwärts, dann stehen wir auf einer Dorfstraße vor dem geöffneten Hoftor eines landwirtschaftlichen Anwesens.

„*Mein Hof!*“ Sie zeigt auf sich und das Gelände. Hinter einer größeren Wiese liegt das Gehöft in Form eines L`s, das Bauernhaus auf dem kurzen Stück, Wirtschaftsgebäude auf dem Stiel. Eine Gans wacht auf dem Grün, behütet ihre Küken. Ich gehe auf den Vogel zu, die Gans spreizt die Flügel, zieht den Hals weit nach vorn, öffnet den Schnabel, hechelt und krächzt und rennt auf mich zu. Sehr zum Vergnügen von Hubert und der Moldawierin weiche ich zurück. Ein guter Wachhund, diese Gans. Dabei fällt uns auf: Ein Hund kläfft nicht.

Wir werfen die Rucksäcke ab, die Bäuerin zeigt uns Stühle. Wir sitzen unter dem Vordach, schweigen, sind gehemmt, jeder auf seine Weise. Wir sind gespannt, wie es weiter geht, sie ist neugierig und nervös zugleich, wie sie mit uns umzugehen hat. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen kommt, sie gibt uns die Hand, spricht. Sie ist die Tochter, Nadia. Und mit einem Mal wird es locker. Wir reden miteinander, jeder, wie er es kann. Wir ziehen Block und Schreiber, Wörterbuch und Sprachführer. Die tanzenden Hände führen Regie. Unsere Geschichte ist schnell erzählt: Heimat, Familienstand (dazu die Strichmännchen und -frauen), Sinn und Zweck unserer Reise. Und dann sprudelt es aus dem Mund unserer Gastgeberin nur so heraus: Sie heißt Luda (von Liudmila), sie spricht nur Russisch, ihr ist es egal, ob sie Moldawierin, Russin oder Rumänin ist, Hauptsache, sie kann in Frieden leben und wird jeden Tag satt. Ihr Mann ist in Moskau, arbeiten. Im Sommer fährt sie vielleicht hin zu einem Besuch. Erstaunlich, was wir alles so an Dingen austauschen, ohne die Sprachen zu können. Luda führt uns über den Hof. Hinter dem Hauptgebäude erstrecken sich noch einmal etwa 20 Ar, bepflanzt mit Mais, Kartoffeln, Zwiebeln, Mohrrüben, Tomaten, Paprika. Sie bearbeitet den Hof ohne Hilfe. Eine Kuh hat sie noch, draußen auf einer Weide, diese gehört noch der Allgemeinheit, Erbschaft der roten Zeit. Zwei Schweine grunzen in einem engen Stall. Jeden Abend holen die Tochter oder die Nachbarn die Kuh zum Stall, dann melkt Luda, füttert nach mit frischem Gras. Und jeden Morgen um fünf Uhr schleppt sie den mit Milch gefüllten Eimer über den Anger, die besudelte Dorfweiese, zum Tankwagen der Meiereizentrale. „*Rabotatj, rabotatj!*“ Wir staunen. Wie schafft diese Frau das bloß. Und dazu kommt noch die Erziehung ihres Kindes. Luda strahlt, ich denke, diese Frau kann überhaupt nicht traurig sein, auch nicht böse wütend, streng ja. Uns tut sie Leid, sie jedoch scheint stolz auf ihre Leistung und glücklich mit

diesem Leben zu sein. Der Erfolg gibt ihr Recht, der Hof ist nach moldawischen Möglichkeiten sauber und aufgeräumt. Hubert und ich haben uns darauf geeinigt, die Sorge, die Not nicht erkennen zu wollen.

Und noch etwas gibt uns zu denken, wir flüstern uns unsere Gedanken in einer Ruhepause abseits des neuen Familienlebens zu: Das Dorf ist klein, wir schätzen plus minus 300 Einwohner, jeder kennt jeden, wie bei uns. Da kommen so unverhofft zwei Männer daher, die deutsche Fahne auf dem Rücken, sprechen nicht die Sprache des Landes und wollen hier übernachten, einfach so. Und einfach so lädt uns eine junge, appetitlich wirkende, strohwitwenhaft- allein stehende Bäuerin ein, in ihrem Haus zu schlafen. Wir stellen uns vor: was würden Linkenheimer oder Leinsweiler Nachbarn dazu sagen? Wir sehen den Geifer aus ihren Mündern spritzen, Gift überall. Wir sind überzeugt, die Frau will uns nur helfen, basta. Derartige Abwechslung ist in diesem tristen Ort auch nicht zu verschmähen. Und dass ihre Mitbewohner im Dorf das billigen, haben wir bereits im Garten des Ladens erfahren; als wir mit Luda fort gingen, begleiteten uns keine „*Olala!*“- Rufe oder sachte, tadelnde oder anerkennende Pfiffe. Gewiss, wir sind ältere Männer, aber charmant fühlen wir uns. Und möglicherweise noch reproduktiv.

Luda versteckt uns nicht; wir bewegen uns frei, auf und vor diesem idyllischen kleinen moldawischen Bauernhof. Luda klemmt einen kleinen Fleischwolf an die Tischkante des maroden Tisches der Veranda, ein Gerät, das wir zuhause in Deutschland auf Trödelmärkten zu niedrigen Preisen finden, wir von unserer Kindheit her kennen, jedoch in keinem deutschen Haushalt mehr Verwendung findet. In kleinen Schüsseln bringt sie Fleisch, Zwiebeln, Kartoffeln, schiebt alles nacheinander in die obere Öffnung des kleinen

Häckslers, dreht mit der ihr eigenen Routine und lässt die nudelartigen Würmer in eine Schüssel schlängeln.

„*Sup!*“, sagt sie und zeigt auf uns. Ein träumerisches Lächeln spielt um ihre Lippen, als freue sie sich über etwas Schönes, von dem sie nur allein wusste.

Nachgerade schön, noch einmal diese handwerkliche Art der Küchenarbeit aus meiner Kindheit betrachten zu können, ein Sprung in die Vergangenheit.

„*Tualet?*“

„*Da, da!*“ Luda fasst meinen Arm, zieht mich herum um das Haus. Am Ende steht die Bude; eine Holzhütte, ein rundes Loch statt ein Herz in der Tür. Schon von weitem rieche ich den Atem der Grube. Ich hebe den kleinen Haken, ziehe die Tür auf und blicke auf das Loch im Boden. Der Rand ist nass. Wie die englischen Bomberstaffeln von ihren Horsten in Südengland zum Angriff auf Dresden, so starten dicke schwarze Fliegen von unten auf mich zu. Ich wedele mit den Händen. Es gelingt einigen auf meinen Armen zu landen. Ihre grünen Köpfe suchen die Poren der Haut. Meine Schläge tun mir weh, nicht den Fliegen. Der Geruch beißt, ich wage nicht zu atmen. Entweder ich würge und entleere mich aus zwei Stellen meines Körpers oder ich fülle meine Hose. Das mag keine bahnbrechende Erkenntnis sein, aber selten sind diese Varianten so relevant für mein Wohlbefinden. Ich fliehe, halte meine Hose am geöffneten Gürtel und dringe ein in das hoch stehende, Schutz vor Sicht bietende Maisfeld.

Und über diesem Loch nun in der kleinen, engen Holzhütte muss Luda hocken, ihre Happen aus dem Darm drücken? Luda, diese sympathische, fröhliche, russisch-hübsche Frau? Und danach? Wo wäscht sie sich? Ich muss diese Gedanken schieben, schieben in eine Ecke, die ich nicht mehr finden will.

Und als Hubert den Weg zu diesem Örtchen zum Klogang geht, rennt ihm Luda hinterher, wedelt mit einem Packen

Zeitungen, sicher nicht, damit er über dem Loch lesen kann. So, als hätte er seine Rolle Vier-Lagen-Papier aus Deutschlands größtem Drogeriemarkt nicht unter dem Hemd dabei.

Es war warm heute am Tag. Wir sind verschwitzt von der Wanderung. Der Ziehbrunnen steht im Garten, abseits vom Wirtschaftsgebäude. Ich schlendere hin, schaue hinunter, sehe den Eimer baumeln. Unschlüssig. Und wie wasche ich mich? Luda bemerkt mich, erkennt mein Verlangen, eilt von dannen und kehrt zurück mit einer Zinkwanne. Sie sagt, sie will warmes Wasser bereiten, gegen meinen Protest: bei dieser Temperatur ist die Körperwäsche auch mit kaltem Brunnenwasser denkbar. Doch nach kurzer Zeit schleppt sie einen Suppentopf heran, dem neblige Wrasen kringelig entweichen, zum Zeichen, das Wasser darin ist warm. Mit einem ostfriesischen Milchtopf mische ich Brunnen- und Suppentopfwasser, gieße es mir über den Kopf, seife Arme und Oberkörper ein. Die Füße stecken derweil in der Zinkwanne. Ich schaue mich um, die Tochter steht auf der Veranda und lacht. Körperwäsche ist hier wohl nicht so üblich. Aber der Körper hat auch Teile unter der Hose. Ihre Schreie nach Pflege sind unüberhörbar. Ich spurte in meinen Badelatschen hinter das Haus, Hose und Unterhose fallen, Seifenschaum bedeckt den Unterleib, die Füße stecken im matschigen Boden des Gartens.

Hubert hat mit Interesse den Ablauf meines moldawischen Bades verfolgt, holt seinen Waschbeutel und eifert mir nach. Zusätzlich schrubben wir unsere Hemden und Unterwäsche. Unser Zwei-Hemden-eine-Hose-System ist darauf angelegt, dass wir alle paar Tage Washtag halten.

Sanft gleitet die Ruhe des Tages in die Ruhe des Abends. Ich nehme mir einen wackligen Stuhl, setze mich auf den Weg vor den Hof, schaue auf den Anger, lausche hinein in das

Dorf. Nichts stört das rotgelbe Licht der Abendsonne. Der Abtrieb von den volkseigenen Weiden beginnt. Rufe der Bauern und Bäuerinnen, der Husten der Esel, das Muhen der Kühe, das Schnattern der Gänse fallen nieder wie der zarteste Regen, es läuft mir über den Rücken, über Kopf und Brust. Kein Motorengeräusch. Es war eine Stimmung, wie ich sie nur in meiner Kindheit erlebt hatte, sonst nirgendwo in meinem Leben. Der Schauer auf meinem Rücken lässt mich frösteln, das Lied, das ich summe, lässt mich weinen. Der stille Maiabend hört mir zu wie verzaubert. Sogar die heimkehrenden Tiere sind längst in langsamen Trott gefallen, als fürchten sie, dieses Wunder zu zerstören.

Eine Kuh kommt auf mich zu, ihr Kopf schwingt im Takt ihrer Schritte. Ihre großen, dunklen Augen glotzen, weißer Speichel fließt aus ihrem Maul, tropft auf den Boden. Sie weicht kurz vor mir aus, und als sie neben mir ist, mich wie Luft betrachtet, fällt es heraus, aus ihrem Hinterteil. Das braungrüne Zeug platscht auf den Boden, bespritzt meine frisch gewaschenen Beine. Ich schimpfe nicht mit der Kuh; ich bin überzeugt, sie hat es nicht böse gemeint. Es war einfach an der Zeit, ihr Gehirn gab dem Schließmuskel den Befehl.

Gerade als das Essen in den Tellern auf dem Tisch steht, kommt der kleine Sohn Turii, so ungefähr sechs Jahre alt, als ob er die leckere Speise von fern gerochen hätte. Wir sind überrascht: Von diesem kleinen, blonden, fröhlichen Jungen hatte Luda bislang noch nichts erzählt, oder wir hatten es nicht verstanden. Am Abstand des Alters von Schwester zu Bruder kann man sehen, dass Papa nicht oft zu Hause war. Die Kinder holen ihre Schulhefte, zeigen uns, was sie lernen, fragen, wie Unterricht in Deutschland abgehalten wird. Wir essen, die Suppe ist genau nach meinem Geschmack; feste Stücke,

Weißkohl, Kartoffeln, in einer Viel-Augen-Brühe. Die Würmer aus dem Fleischwolf haben sich in der Suppe gelöst.

Luda eilt in den Stall, sie melkt die Kuh. Wir schauen zu. Ich bewundere ihre Geschicklichkeit. Sie stellt den gefüllten Eimer an das Hoftor, deckt ihn mit einem Holzbrett ab.

Es klopft an der hölzernen Küchentür. Zwei Frauen und ein Mann betreten den Raum. Die Frauen umarmen sich, der Mann geht nach der Begrüßung. Wir stottern gemeinsam die gegenseitige Vorstellung, wir sagen unsere Namen. Die Frauen setzen sich an den Tisch. Beide sind am Gesäß so dick, dass der Greifspeck an den Stuhlkanten herunterhängt. Luda gibt ihnen Teller mit Mahlzeit.

Die Kinder gehen zu Bett. Luda holt eine kleine Flasche mit Wodka aus dem Schrank, wir stoßen an. Die Frauen werden lustig. Hubert durchdringt die Schicht der Frauenstimmen und will wissen, wie sie heißen. Er zeigt auf die Belebte; obwohl, dick sind sie alle, es fehlt wohl an geeigneten Tennisplätzen: „*Du, kak waß sawut (Wie heißt Du?)?*“

„*Lida!*“

„*Und Du?*“ Hubert zeigt auf die andere.

„*Maria!*“

„*Luda, Lida, nix da: Maria, Du heißt Lada! Luda, Lida, Lada!*“ Hubert schlägt sich vor Vergnügen auf die Schenkel; wir lachen alle.

„*Was machst Du, rabotatj?*“ Hubert fragt Lida.

„*Traktorist. Drüben in der ehemaligen Kolchose.*“

„*Darum hat die so ´n breiten Hintern, weil die den ganzen Tag aufm Traktor sitzt*“, sagt Hubert zu mir auf Deutsch.

„*Und Du?*“, will ich von Maria alias Lada wissen.

„*Utschitjelnitza (Lehrerin)!*“

Das hätten wir nun nicht erartet: Die und Lehrerin. Sie wirkt eher einfältig; sie war nicht humorlos, sie lacht, aber wir hatten immer den Eindruck, sie lacht zwar, aber verstanden,

worüber sie lacht, hat sie nicht. Sicher kommt sie mit den wenigen Dorfkindern zurecht, große Dinge wird sie ihnen jedoch nicht beibringen.

Ludas Schnaps ist alle. Hubert und ich sind unsicher: Sollen wir rüber laufen zum Laden und noch Nachschub holen? Für uns eigentlich nicht, wir wollen Morgen wieder laufen. Aber als Danke schön für die Gastgeberin, für die hungrigen Seelen der Traktoristin und der Lehrerin wäre es vielleicht angebracht? Doch bevor wir noch unsere Entscheidung fällen, greift Lida unter ihre weite Kittelschürze, ihre mit Fett voll gepumpten, schwabbeligen Schenkel werden sichtbar, anzuschauen wie eine Reliefkarte der Alpen,. Und aus diesem Schlaraffenland der Metzger zieht sie eine Flasche Wodka. Wie weit innen die Flasche gelagert war, können wir nicht erkennen. Warm wird der Schnaps sein, bei dieser Umgebung. Wir sind nur zufrieden, dass es eine Flasche ist, eine undurchlässige Verpackung, die sie da aus der Tiefe ihrer Unterwäsche gezogen hat. Nicht auszudenken: Es wäre eine Gurke, ein Apfel oder gar ein Brot.

Der Wodka spült die letzte Distanziertheit zu den Geistern, die Frauen singen. Nein, sie kreischen nicht, sie singen. Schwermütige und fröhliche Lieder im Wechsel, Russisch, Rumänisch, Ukrainisch. Lidas Solos, sauber, hell und dunkel, kräuseln unsere Rücken. Wir werden erinnert an Darstellungen im Fernsehen, Übertragungen aus orthodoxen Kirchen, von Familienfesten. Dass wir diese musikalischen Einlagen schätzen, beweisen wir durch staunenden, toll-toll rufenden Beifall. Am meisten überrascht uns die Leidenschaft und Glut ihrer Melodie. Es ist etwas ganz Besonderes daran, aber was, das weiß ich nicht zu sagen, und ich weiß auch nicht, ob es Lidas Stimme war oder etwas Größeres, das bei anderen Menschen die gleiche Erregung und die verborgensten Gedanken zu erwecken vermag. Es ist ein Lied

der moldawischen Hügel und Felder. Wir sind ergriffen, wir sind dankbar für diesen Abend.

Es bleibt nicht aus, wir werden aufgefordert, Lieder unserer Heimat zu singen. Der Wodka hilft uns, und so schmettern wir los: „*Hoch auf dem gelben Wa-a-gen.....*“ Auch Beifall.

Es ist Mitternacht, der Mann von Maria (alias Lada) kommt. Er will seine Frau abholen. Wir sind zufrieden, dass Lida mitgeht. Ich sehe, wie Luda ein Kreuz schlägt, ein orthodoxes. Sie ist müde. Die Nacht wird kurz für sie.

Wir tragen unsere Rucksäcke zum Wohnhaus. Hier schlafen die Kinder, hier schläft Luda. Luda zeigt uns die zwei in Reihe stehenden Wohnzimmer. Jedes hat ein Kanapee. Gegen unseren heftigen Protest legt sie Laken auf, breitet frisch bezogene Woldecken und mächtige Kopfkissen aus. Immer wieder und wieder zeigen wir ihr unsere Schlafsäcke; sie muss doch nicht frisches Bettzeug opfern, die Mühen mit der anschließenden Wäsche. Luda lässt sich nicht belehren. „*Njet, njet, njet!*“

Ich wache auf, ich höre Luda und Nadia tuscheln, direkt vor mir. Ich öffne die Augen. Die Frau und das Mädchen kramen in der Kommode, suchen bestimmt etwas zum Mitnehmen zur Schule. Ich will nicht stören, schließe wieder die Augen. Mir ist etwas aufgefallen. Ich öffne erneut die Augen. Tatsächlich, Luda trägt nur ein kurzes Hemd, ihr Po schaut mich aus ihrer gebückten Haltung heraus an. Ich habe mal irgendwo gelesen: ein Po kann lächeln. Das stimmt, Ludas Po, apfelförmig, glatt, fest, lächelt mich an. Ich stelle mir vor: Vorn das ernste, ratlose Gesicht, belastet mit der Sorge, das zu finden was gesucht wird, und hinten lächelt der Po. Ich schließe die Augen, lüge Schlaf. Ich will Luda nicht verletzen. Hubert schnarcht im Nebenzimmer.

Das Frühstück ist deftig, Eier, Speck, dicke Bohnen. Kaffee aus der Handmühle an der Wand. Die Morgenwäsche war

kurz, eiskaltes Brunnenwasser über Kopf und Brust. Luda lacht, ist traurig zugleich. Die Abwechslung tat ihr gut, wir sollen noch bleiben. Hubert und Luda besprechen unseren Weg. Hätte Luda ein Auto, sie würde uns jeden Tag irgendwo an der Strecke aufstöbern, schauen, ob wir noch gesund sind.

Der Abschied fällt schwer. Wir sind gute Kameraden geworden, in weniger als fünfzehn Stunden. Die Umarmungen sind fest, die Finger wischen die Tränen fort. Ich will Luda fünfzig Dollar in die Hand drücken, sie lehnt ab. Ich taste nach ihrer Hosentasche, schiebe das Geld hinein, sage: für die Kinder. Luda wehrt sich nicht, greift andächtig den Schein und hält ihn ungeschickt in ihren rauen, rissigen Händen, wie einen Vogel, der im nächsten Augenblick davon flattern will. Ich denke schon, sie kann es gebrauchen.